

«Das Verhältnis im Seco liegt bei 1:6»

Von Stefan Schnyder. Aktualisiert vor 51 Minuten

Die höchste Handelsdiplomatin der Schweiz, Seco-Chefin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, sagt, wie sie die Schweiz im Ausland preist – und verrät ihren früheren Traumberuf.



Die Seco-Chefin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch hält nichts von Frauenquoten: «Wenn Frauen bereit sind, dann werden sie die Spitzenpositionen erreichen.»

Bild: Susanne Keller

Die Begegnung

Entspannt öffnet Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch die Tür zu ihrem Eckbüro am Hauptsitz des Staatssekretariats für Wirtschaft Seco. Das Gebäude am Holzikofenweg in Bern ist Sinnbild für den Strukturwandel, den das Amt vorantreiben möchte: Früher war die Berner Traditionsfirma Wander hier ansässig. Die Fenster geben den Blick frei auf die Alpenkette

Als Seco-Chefin sind Sie die höchste Handelsdiplomatin der Schweiz. Wollten Sie schon immer Diplomatin werden?

Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch: Nach meinem Studienabschluss als Fürsprecherin besuchte ich in Fontainebleau die Businessschule Insead. In jener Zeit lernte ich David de Pury, den Unterhändler der damaligen Welthandelsorganisation Gatt, kennen. Er überzeugte mich, in die Handelsdiplomatie

und die Berner Innenstadt mit dem Bundeshaus. Ineichen-Fleisch trägt ein oranges Oberteil und einen farblich passenden Jupe. «Ich habe heute bewusst etwas Farbiges angezogen. Die Farben Schwarz, Blau und Grau sehen Sie wohl schon genug», sagt sie. Ihr Flair für Farben zeigt sich bei der Dekoration: Im Gang, in ihrem Büro und im Sitzungszimmer, wo sich die Seco-Geschäftsleitung trifft, liess sie farbige Dekoelemente aufhängen.

Im Gespräch gestikuliert Ineichen-Fleisch oft mit ihren Händen. «Das habe ich von meiner Mutter, einer Mailänderin», sagt sie. Am Ende des Interviews kommt die Rede auf ihre Herkunft. Sie zeigt sich erstaunt darüber, dass die lokalen Medien sie nicht als echte Bernerin wahrgenommen haben. «Ich habe alle Schulen hier in Bern besucht und fühle mich als Bernerin», betont sie.

Als sie sieben Jahre alt war, zog ihre Familie ins Kirchenfeldquartier. Ihr Vater, der Ostschweizer Wurzeln hatte, aber in der Westschweiz aufwuchs, war als Medizinprofessor an die Universität Bern berufen worden.

Ihre Studien an der Universität Bern schloss sie als Fürsprecherin ab. Nach einem einjährigen Studienaufenthalt in Paris trat sie ins damalige Bundesamt für Aussenwirtschaft ein, wo sie rasch die Karriereleiter hochstieg. Seit April 2011 ist sie als Direktorin des Staatssekretariats für Wirtschaft die Chefin von 590 Mitarbeitenden.

Im Rahmen ihrer Tätigkeit weilte sie in zahlreichen Ländern, sodass sie heute neben Deutsch, Französisch und Italienisch auch Chinesisch, Russisch und Spanisch spricht. Die 52-jährige Seco-Direktorin ist verheiratet und wohnt in Hinterkappelen. In ihrer Freizeit ist sie eine begeisterte Bergsteigerin. Sie hat zahlreiche 4000er-Gipfel erklommen, darunter die Jungfrau und den Mönch. «Den Eiger und das Schreckhorn möchte ich noch besteigen», sagt sie. Reicht die Zeit nicht für Klettertouren, unternimmt sie Bergwanderungen. «Ich wandere dann jeweils aufs Stockhorn oder den

einzusteigen. Auch Franz Blankart, der Chef des damaligen Bundesamts für Aussenwirtschaft, riet mir: «Handelsdiplomatie ist das Beste, was du machen kannst. Du führst Verhandlungen und kommst viel mit dem Ausland in Kontakt.» Meine erste Stelle im Bereich der Aussenwirtschaft gefiel mir dann so gut, dass ich auf diesem Gebiet geblieben bin.

Was war Ihr Berufswunsch, als Sie jung waren?

Als Jugendliche war es mein Traum, Opernsängerin zu werden. Mit meiner Mailänder Mutter durfte ich viele Aufführungen in der Scala besuchen. Das gab mir eine Affinität zur Oper.

Haben Sie dann eine Gesangsausbildung begonnen?

Nein. Da ich leider falsch singe, wäre das sicher nicht gut herausgekommen.

Als Diplomatin müssen Sie immer diplomatisch sein und können nicht die Wahrheit sagen. Fällt Ihnen dies schwer?

Diplomatisch zu sein, heisst nicht, dass man nicht die Wahrheit sagt – im Gegenteil. Man sagt die Dinge jedoch so, dass der andere sie versteht, aber nicht vor den Kopf gestossen wird. Man kann zum Beispiel nicht in allen Kulturen einfach Nein sagen. Stattdessen erklärt man etwa, dass ein Anliegen der anderen Seite für die eigene Seite ein Problem darstellen könnte.

Mit welcher Seite der Diplomatie haben Sie am meisten Mühe?

Mit der Länge bei gewissen Verhandlungen, auch wenn ich einen langen Atem habe. Aber auch damit muss man in der Diplomatie leben können.

Sie sind diesbezüglich ein gebranntes Kind: Bevor Sie Seco-Chefin wurden, waren Sie Chefunterhändlerin der Schweiz in der Doha-Runde der Welthandelsorganisation WTO, die an einem toten Punkt angelangt ist.

Niesen und fahre mit der Bahn wieder hinunter», erzählt sie.[sny](#)

Artikel zum Thema

Die Zwei-Milliarden-Frau
«Die Schweiz hat keine systematische
Machtposition mehr»
«Ein Meilenstein»

Teilen und kommentieren

Die Redaktion auf Twitter

Stets informiert und aktuell. Folgen Sie uns auf dem Kurznachrichtendienst.

Stichworte

Seco
Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch

BLOG



Ich habe im Rahmen der Doha-Runde viel verhandelt und entsprechend Zeit investiert. Am Schluss schaute trotzdem nichts heraus. Ich hoffe aber immer noch, dass man das eine oder andere Element aus diesen Verhandlungen nutzen kann.

Die Länder haben nun damit begonnen, bilaterale Freihandelsabkommen abzuschliessen.

Ja. Doch ich bin überzeugt: Irgendwann wird es so viele Freihandelsabkommen geben, dass niemand mehr den Überblick haben wird. Die WTO wird dann gefordert sein, Ordnung ins Durcheinander zu bringen. Ich weiss allerdings nicht, ob ich das als Seco-Chefin noch erleben werde.

Wäre es jetzt nicht ehrlich, wenn jemand sagen würde: «Wir brechen die Doha-Runde ab»?

Sie werden keinen Minister finden, der dies sagen wird. Das neue Ziel ist nun, an der Ministerkonferenz in Bali im nächsten Dezember ein Abkommen über Handelserleichterungen abzuschliessen. Die Unterhändler nennen dies eine frühe Ernte.

Auch die Schweiz setzt jetzt auf Freihandelsabkommen. Jenes mit China wurde im Sommer unterzeichnet. Was kann der Konsument davon erwarten?

Die Schweiz hat für Industriegüter bereits sehr offene Grenzen, also tiefe Einfuhrzölle. Bei Landwirtschaftsprodukten sind die Handelsbarrieren dagegen hoch. Das Abkommen wird dazu führen, dass die Zölle für gewisse – aber bei weitem nicht für alle – Landwirtschaftsprodukte sinken werden. Zum Beispiel für Honig und einzelne Gemüse- und Fruchtkonserven, wo der Einfuhrzoll um 50 beziehungsweise 20 Prozent gesenkt wird. Die Zölle für unsere sensiblen Produkte wie Milch, Fleisch, Gemüse, Früchte und Weizen werden hingegen nicht sinken.

Was können Schweizer Arbeitnehmer erwarten?

Insbesondere Mitarbeiter von Industrieunternehmen profitieren davon, dass die Zölle für Exporte nach China stark sinken werden. Heute liegen diese für Industrieerzeugnisse im Durchschnitt bei 4 Prozent. Es gibt aber Spitzenwerte von bis zu 45 Prozent. Unsere Exportprodukte erhalten so eine Vorzugsstellung gegenüber den Konkurrenten in der EU oder in den USA.

Menschenrechtsorganisationen kritisieren, dass die Schweiz den Menschenrechten mit dem Abschluss dieses Abkommens zu wenig Beachtung

schenkt. Was entgegenen Sie Ihnen?

Die Schweiz führt mit China einen Dialog über Menschenrechte. In der Präambel des Freihandelsabkommens steht ausserdem ein Hinweis auf die Charta der Vereinten Nationen. Eine Präambel steht am Anfang eines Abkommens und dient unter anderem dessen Auslegung. Sie bildet deshalb einen wichtigen Teil des Abkommens.

Aber zu einer Veränderung am politischen System in China wird auch die Präambel nicht führen.

Mit einem Freihandelsabkommen lässt sich das politische System eines Landes nicht verändern. Ziel eines solchen Abkommens ist es, den Austausch und die Kontakte zwischen zwei Ländern zu erleichtern. Dies führt dann zu einer wirtschaftlichen Öffnung. Ich bin der Meinung, dass Handel Wohlstand bringt und damit auch die Voraussetzungen für die Einhaltung der Menschenrechte verbessert, also irgendwann auch politische Konsequenzen hat.

Nun wollen auch die USA und die EU ein Freihandelsabkommen abschliessen. Der Schweiz drohen da Nachteile.

Letztlich wird das Resultat der Verhandlungen entscheidend sein. Das Diskriminierungspotenzial ist tatsächlich relativ hoch, wenn man schaut, was beide Partner anstreben. Und zwar nicht in erster Linie im Bereich der Zölle, die bereits relativ tief sind, sondern bei den technischen Handelshemmnissen. Meine grösste Sorge ist, dass sie ihre Standards gegenseitig abstimmen. Unsere Exportunternehmen müssten dann etwa bei Ausfuhren in die USA komplizierte Prozeduren durchlaufen, während dies die Konkurrenten aus der EU nicht mehr müssen.

Wie wollen Sie Nachteile für die Schweiz verhindern?

Eine Möglichkeit wäre, ebenfalls ein Freihandelsabkommen mit den USA auszuhandeln. Und vielleicht bräuchte es auch Ergänzungen zu den Abkommen mit der EU. Doch zuerst müssen wir sehen, wie das Verhandlungsergebnis aussieht.

Im Inland steht die wohl wichtigste Abstimmung seit Ihrem Amtsantritt an: die Abstimmung über die 1:12-Initiative. Wieso finden Sie diese schlecht?

Wenn ich im Ausland über die Stärken der Schweiz spreche, beginne ich mit dem flexiblen Arbeitsmarkt. Im Gegensatz zu vielen anderen Ländern haben wir eine funktionierende Sozialpartnerschaft, die vieles regelt, was anderswo der Staat übernimmt. Deshalb ist unser Arbeitsmarkt auch weniger stark reguliert.

Die Initiative würde diese Errungenschaften nicht tangieren. Es gäbe einfach bei der Festlegung der Höchstlöhne neue Regeln.

Damit würde der Staat in einem wichtigen Bereich stark eingreifen. Die Initiative hat einen weltanschaulichen Hintergrund: Sie wirft die berechtigte Frage auf, wer wie viel vom Kuchen erhält. Doch wir haben in der Schweiz bereits sehr gute Instrumente dafür, eine bessere Verteilungsgerechtigkeit herzustellen. Zum Beispiel das Steuersystem mit der Progression und

die Sozialtransfers wie zum Beispiel die Verbilligung der Krankenkassenprämien. Warum will man nun ein System ändern, das sehr gut funktioniert?

Breite Kreise der Bevölkerung teilen die Verärgerung der Initianten über die Managerlohnexzesse.

Es gibt tatsächlich Lohnexzesse. Wenn ich entsprechende Zeitungsartikel lese, ärgere ich mich auch darüber. Es ist aber nicht richtig, wenn wir deshalb das ganze System ändern, das gut funktioniert. Zudem gäbe es viele Umgehungsmöglichkeiten, wie Wegzüge von Unternehmen oder Teilen davon. Wegen einiger Manager kann man nicht alle Unternehmen bestrafen und Arbeitsplätze gefährden. Ich bin zuversichtlich: Die Bevölkerung sieht es nicht gern, wenn der Staat übermässig in die Wirtschaft eingreift.

Was lief in den Manageretagen falsch, dass es zu solchen Exzessen kam?

Gewisse Manager in internationalen Unternehmen sind zu abgehoben. Sie jetteten in der Welt umher. Damit droht der Bezug zur Realität verloren zu gehen. Heute sind immer weniger Manager ins Milizsystem eingebunden. Sie leisten beispielsweise kaum mehr Militärdienst oder setzen sich nicht mehr in der Schulkommission ihrer Gemeinde ein. Ich empfehle deshalb vielen Managern, mit ihrer Familie auch mal in den Hirschen in ihrem Dorf essen zu gehen.

Ist eigentlich das Seco 1:12-konform?

Ja. Das Verhältnis liegt etwa bei 1:6. Der höchste Lohn liegt bei 372'000 Franken und der tiefste bei 65'900 Franken.

Voraussichtlich 2015 steht die Abstimmung über die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien an. Die Stimmung im Volk ist zunehmend kritisch.

Ich stelle auch fest, dass die Personenfreizügigkeit stärker hinterfragt wird. Unsere Aufgabe ist es jedoch, zu zeigen, was diese für die Wirtschaft gebracht hat und was sie auch künftig bringen kann. Unsere Studien zeigen beispielsweise, dass die Wirtschaftsleistung pro Kopf seit der Einführung der Personenfreizügigkeit im Jahr 2002 um jährlich 0,93 Prozent gestiegen ist. Die Zuwanderung ist Ausdruck der Bedürfnisse unserer Unternehmen.

In den Medien gibt es indes immer wieder Berichte über Verlierer der Personenfreizügigkeit.

Wir untersuchen die Trends. Doch es sind die Beispiele von Einzelschicksalen, wo jemand aus dem Arbeitsmarkt verdrängt wird, welche die Stimmung negativ beeinflussen. Unsere Studien haben gezeigt, dass es nur bei den hohen Löhnen einen geringen Verdrängungseffekt gibt. Bei den tiefen Löhnen konnte ein solcher Effekt nicht festgestellt werden.

Es ist also alles bestens.

Wir können noch viel verbessern. Die Schweiz muss unbedingt die Frauen besser in den Arbeitsmarkt integrieren. Und ich denke, dass in der Schweiz weitere Reformen notwendig sind.

In welchem Bereich?

In der Agrarpolitik. Wenn wir beispielsweise eines Tages mit den Vereinigten Staaten ein Freihandelsabkommen abschliessen wollen, werden wir nicht darum herumkommen, unsere Zölle im Agrarbereich zu senken. Zudem sollte die Schweiz die Agrarverhandlungen mit der EU fortsetzen, denn ich bin überzeugt, dass es in der EU gute Exportmöglichkeiten für Schweizer Agrarprodukte gibt. Diese Verhandlungen ruhen derzeit, weil das Schweizer Parlament nicht ganz glücklich ist damit. Vor allem aber auch, weil die EU zuerst die offenen institutionellen Fragen geklärt haben möchte.

Ihre Forderung nach einem Agrarabkommen würde heissen, dass beispielsweise Milch aus der EU in die Schweiz importiert werden kann.

Ich bin nicht der Ansicht, dass die Schweiz den Freihandel sofort einführen soll. Aber wir sollten über Marktöffnungen in Bereichen diskutieren, die heute kein Thema sind. Man muss einfach sehen: Die Schweiz gehört im Industriesektor zu den Ländern mit den weltweit tiefsten Zöllen. Aber im Agrarbereich haben wir weltweit die höchsten Zölle. Das können auf dem internationalen Parkett viele Regierungsvertreter nicht verstehen. Denn wir verlangen von unseren Partnern, dass sie im gesamten Industriebereich ihre Zölle abschaffen.

Doch mit Ihrem Anliegen werden Sie auf starken Widerstand der Bauernlobby stossen.

Die Bauern machen ihre Arbeit sehr gut. Auch ich möchte, dass die Landwirtschaft in der Schweiz eine Zukunft hat. Aber ich trete dafür ein, mit einer schrittweisen Marktöffnung anzufangen. Beim Käse haben wir den Freihandel eingeführt. Und es läuft gut. Wir haben im Industriebereich so viele gute Firmen, die weltweit konkurrenzfähig sind. Warum sollten wir das im Agrarbereich nicht hinkriegen?

Die Bauern fürchten, dass sie mit ihren Preisen im Weltmarkt nicht konkurrenzfähig sind.

Die Schweizer Preise sind auch im Industriebereich hoch, und es finden trotzdem namhafte Exporte statt. Im Preiswettbewerb kann die Schweiz tatsächlich nicht bestehen. Aber wenn die Landwirtschaft wie die Industrie auf Qualität setzt, wird es funktionieren. Ich bin überzeugt, dass es für qualitativ hochstehende Produkte und Spezialitäten in Europa einen Markt gibt. Die Bauern glauben heute vielleicht zu wenig an ihre Chancen im europäischen Markt.

In der zwölfköpfigen Geschäftsleitung des Seco hat es neben Ihnen noch zwei weitere Frauen. Sie haben kürzlich eine Chance verpasst und mit Boris Zürcher einen Mann zum Leiter der Direktion für Arbeit ernannt.

Letzten Endes wähle ich den besten Kandidaten oder die beste Kandidatin. Ich möchte alle gleich behandeln. Es wäre für die Männer extrem demotivierend, wenn sie wissen, dass sie von vorneherein keine Chance haben. Ich ermutige aber Frauen dazu, sich eine neue Aufgabe zuzutrauen.

Was halten Sie von Frauenquoten in der Wirtschaft?

Nichts. Wenn Frauen bereit sind, dann werden sie die Spitzenpositionen erreichen. Was es braucht, sind Kinderkrippen und Tagesschulen, damit die Grundlage einer Karriere geschaffen werden kann. Das kostet etwas, aber nützt mehr. (Berner Zeitung)

Erstellt: 30.09.2013, 12:28 Uhr

Noch keine Kommentare